

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

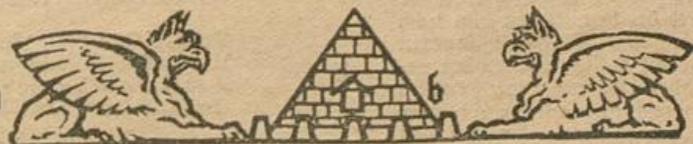
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

6.9.1931 (No. 36)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 36



6. Sept. 1931

Theodor Längin / Wilhelm Raabe und Karlsruhe

Wilhelm Raabe ist am 8. September 1831 in Eschershausen bei Braunschweig geboren. In einem Brief nach Karlsruhe vom 22. Juli 1894 bezeichnet er sich selbst als: „ein Niederdeutscher, ein Ostfale vom rechten Ufer der Weser“. „Nach Stuttgart brachte ich meine junge Frau 1862. Wir wohnten da bis 1870.“ Von dort wird er wohl kaum nach Karlsruhe gekommen sein. Es galt ja noch als langweilige Stadt, die nicht lockte. Scheffel war in Donau- eschingen, die übrigen Schriftsteller waren doch überwiegend badische Größen, die seinen Stuttgarter Freunden Ferdinand Freiligrath, Friedrich Theodor Vischer, Friedrich Wilhelm Hackländer nicht gleich kamen, mochten sie für ihren Kreis noch so angenehm sein. Aber Freiburg kennt er. Er nennt unterm 18. März 1896 seinen Vetter Max Schottelius . . . „unsere Väter waren Geschwisterkinder“; er kann ihn aber nicht von Stuttgart aus besucht haben, denn dieser wurde erst 1889 nach Freiburg als Professor der Hygiene berufen. Aber wer von Freiburg sagen kann (15. Januar 1897): „Ich kenne dort Stadt, Berg, Wald und Fluß sehr wohl, der hat nicht nur aus Büchern seine Eindrücke geholt; es sei denn, daß sich hier die Nachempfindung einer Dichterseele wiederholt, die Schiller zu der lebendigen Anschauung der nie gesehenen Schweiz im Tell führte.“

So sah er nun in Braunschweig mit seiner blonden Frau, die Familie vergrößerte sich auf vier Töchter. Groß war die Schaffenslust, zahlreich wurden seine Schriften. Aber der Tod der 16jährigen Tochter erschütterte den 61jährigen Vater aufs tiefste. Am 22. Juni 1894 schreibt er: „Unsere Vierte, Jüngste, haben wir vor zwei Jahren am Johannismorgen, durch den Tod verloren. Ein schönes liebes 16jähriges Kind! Aus voller Gesundheit und Lebensfreude heraus!“ Noch am 16. September 1897 schreibt er: „Am Sarge meines Kindes habe ich vor fünf Jahren zum letzten Male in Erfahrung gebracht, was sogenannte tröstende Worte, mündlich oder schriftlich, bei solchen Gelegenheiten zu bedeuten haben. Ich komme deshalb auch nicht damit zu Ihnen.“

Die Schaffenslust verschwindet fast ganz, ja er glaubte, daß er nie mehr etwas schreiben werde, wie er seinem Jugendfreund Adolf Glaser (Raabekalender 1914) klagt. Erst allmählich kommt die Lust wieder; die Geburt eines Enkels läßt ihn den fröhlichen Scherz schreiben (13. April 1896): „Am 30. März hat der Junge seinem Papa gerade noch die Hand gereicht — also ein guter und schlauer Junge! Um 4 Uhr morgens ist er in die Welt gekommen, und um 2 Uhr 25 Min. ist der Vater auf der „Weimar“ nach Hongkong in See gegangen!“ (Marinearzt). Schließlich sprudelt der Quell wieder und bringt uns die herrlichsten Wellen deutschen Geistes.

Unter dem Eindruck dieser Stodung ist dann wohl dem 63 Jahre alten Dichter die Empfindung stärker geworden, daß er im deutschen Volk sich noch nicht die Anerkennung errungen habe, die er erwarten und mit sicherem Gefühl seiner Kraft verlangen durfte. Er ahnte ja nicht, daß er überall stille Verehrer und Freunde seiner Eigenart gefunden hatte. Aber weder kannte er sie, noch kannten sie sich untereinander, und die Zahl derer, die seine Schriften sofort kaufen konnten, war zu gering, als daß der Verleger raschen Absatz melden und neues Honorar zahlen konnte. So schreibt er noch am 15. Januar 1897: „Daß sich mal Jemand nach den „Kindern von Finkenrode“ erkundigt und umsieht, könnte mich fast zu Thränen rühren. Davon, ich meine die Finkenroder

Kinder, liegen noch hunderte von Exemplaren der Verlags- handlung schwer auf, und warten, daß das deutsche Volk sie wegholt.“

So waren auch in Karlsruhe stille Freunde. Die meisten hatte die wohlgepflegte Bücherei der Museums-Gesellschaft zur Bekanntheit mit seinen Schriften geführt, bis einer oder der andere zum Käufer wurde. Mit besonderer Wärme wurde eine Frau erfüllt; sie gab ihre Raabebücher bei Freunden und Bekannten herum. Schließlich wagte sie, dem innerlich vertraut gewordenen Meister zu schreiben. Schon einmal hatte sie kühn einem Großen geschrieben. Der Aesthetiker Friedrich Theodor Vischer, der ur- schwäbische Verfasser des „Auch Einer“, hatte 1878 in einer Schrift „Mode und Zynismus“ die Auswüchse der Frauenkleidung ge- geißelt und dadurch viel Staub aufgewirbelt. Ermuntert von ihrem Gatten, der Vischer kannte, hat sie ihm lebhaft Zustimmung gesendet. Ein bedeutamer Brief Vischers an die „denkende Frau“ war die Antwort, die in den Süddeutschen Monatsheften 1909 veröffentlicht ist. Nun sandte sie an Raabe klopfenden Herzens einen aus innerem Bedürfnis entspringenden Dank. „Wie gelingt es Ihnen doch, die Norddeutschen . . . uns lieb zu machen und zu zeigen, wie . . . sie sind, — deutsch gottlob, ganz wie bei uns im Süden.“ Sie hat ihn u. a. auch, „nun bald eine Gesamtausgabe zu besorgen“, da die Schriften „so sehr zerstreut, bald da, bald dort“ sind. Die große Redlichkeit, so unumwunden diese Bitten aus- zusprechen, milderte sie damit, daß nach dem Sprichwort „Reden zwar nur Silber sei“, aber „jedenfalls der Natur gemäßer für eine Frau!“ Die Antwort Raabes vom 28. Januar 1894 war der Anfang einer Reihe von Briefen und Karten, die bis zum Januar 1903 mir vorliegen *). Er antwortete: „ . . . wenn ich wirklich dazu beitrüge, den Süddeutschen Brüdern und Schwestern den deutschen Norden gemüthlich näherzurücken, so würde mir das freilich eine große Freude und Genugthuung sein.“ Eine Gesamtausgabe sei aber noch nicht möglich, „denn das Deutsche Volk hat erst seit 2 oder 3 Jahren angefangen, mich zu lesen. Länger als ein Men- schenalter hat es mich vor der Thür stehen lassen.“

Nun, „gut Ding will Weile haben“, sei auch ein wacker Sprich- wort, das er für ihr Sprichwort zurückgebe.

„Wenn die Leute jetzt in meinen alten Tagen zu mir kom- men, so sollen sie freundlich empfangen und aufgenommen werden.“

Groß war die Freude über einen solchen Brief unter dem Karlsruher Leserkreis, aber die Ehen, den Meister zu behelligen, hielt den inneren Jubel zurück. Erst im Juni vereinigte sich eine norddeutsche Dame mit der Schreiberin des ersten Briefes zu einem „herzlichen Doppelbrief“. So nannte Raabe die Zuschrift in seiner Antwort vom 22. Juni 1894 und gab darin eine Reihe persönlicher Mitteilungen über sich, seine Familie und seine Stutt- garter Zeit. Bedeutsam aber sollte der Satz werden: „Ich selber aber könnte am 15. November dieses laufenden Jahres mein 40jähriges Autorjubiläum begehen, denn an jenem Tage anno 1854 hab ich in Berlin an, die Chronik der Sperlings- gasse zu schreiben.“

Seitdem ist des Büchermachens leider kein Ende und ich habe es wirklich satt! So aber ist es denn um so erfreulicher, wenn

*) In Auswahl veröffentlicht im Eckhart, Berlin, September 1931.

man merken kann, daß des Lebens Mühen nicht gänzlich vergeben gewesen sind . . .

Was ich nach meinen schwachen Kräften dazu tun kann, den Süden mit dem Norden zu verknüpfen, geschieht auch jetzt noch: „Kloster Lugau“ ist wohl wieder ein Beweis davon.“

Ebenso könnte man „Christoph Pechlin“ und den „Deutschen Adel“ anführen. Die Norddeutschen ergötzen sich gewiß stets an diesem mit Liebe gezeichneten Süddeutschen. Wir Süddeutsche erfreuen uns wohl nicht minder, wenn wir etwa Villa Schönow zur Hand nehmen und dort norddeutsche Typen finden, wie sie besser und liebenswürdiger nicht geschildert werden könnten.

Der verhaltene Ton der Enttäuschung und Bitterkeit über das ewige deutsche Schriftstellerdasein ergriff das warme süddeutsche Herz. Hier mußte etwas geschehen; das deutsche Volk mußte endlich die Türen öffnen — und von Karlsruhe aus wurden sie mit Wärme und Kraft aufgestoßen. In der Badischen Landeszeitung, dem Schwäbischen Merkur, der Frankfurter Zeitung erschienen am 4., 5. und 12. Oktober Hinweise auf den 15. November und auf das viele Schöne und Herzerfreuende, das Raabe seinem Volke in diesen 40 Jahren seines Schriftstellertums . . . mit treuem deutschem Herzen geschrieben habe. Es wurde dazu aufgerufen, ihm die Anerkennung zu geben, die ihm freundlicher Ersatz sein werde für das Herzblut, das er vergossen für die vielen Enttäuschungen und Verdrießlichkeiten, die einem Schriftsteller im Zeitraum von 40 Jahren nicht erspart bleiben. Dazu trat noch ein besonderer Karlsruher Gruß. Die Briefempfängerin hat, 71 Jahre alt, als Raabe 1910 gerade an diesem November gestorben war, einiges über diese ihre Raabezeiten niedergeschrieben. Darans sei entnommen: . . . Besagte Frau und andere Freunde und Freundinnen der Schriften Raabes beschlossen, ihm auf den Tag, an dem er vor 40 Jahren seine Chronik der Sperlingsgasse anfang, eine kleine Freude zu machen mit einem Kistchen bestem, weißen und roten Weines. Die Sendung war mit folgenden Zeilen begleitet: „Fern aus dem badischen Vöndle senden wir Ihnen große Verehrung. Wir erinnern uns mit Freuden daran, daß Ihre Feder nun schon vierzig Jahre lang gearbeitet hat, uns Ihre feinen Gedanken, Ihre Aussprüche von Lebensweisheit, Ihre gemüthvolle Herzenstiefe, nicht zum mindesten Ihre heiteren, köstlichen Lebenshumor zu überliefern. Egoistisch ließen wir uns aus Ihrer Fülle geben, ließen uns, Ihre Bücher in der Hand, in innerstes Behagen versetzen, freuten uns an den lebenswahren Prachtgestalten Ihrer Muse, ließen Ihren goldenen Humor über uns fluten und — haben nie dafür gedankt.“

Das holen wir heute nach und hoffen nur, daß Ihre Feder trotz vierzigjähriger Tätigkeit auch jetzt noch nicht „rasten und nicht rosten“ werde.

Möge das Beste, was unser badisch Vöndlein hervorbringt, nun auch Ihnen einige Stunden „innersten Behagens“ gewähren, und Ihnen ein Zeichen sein, wie hoch wir im Süden den besten Humoristen unserer Zeit zu schätzen wissen.“

Der ins Wasser geworfene Kiesel aber zog seine Kreise von Karlsruhe über Frankfurt, Köln, bis Budapest. Raabe muß von da und dort freudig überrascht worden sein. Beglückt schrieb er am 23. November: „Dagegen war freilich keine Abwehr, im Hochland fiel der erste Schuß, wie mein Stuttgarter Freund Freiligrath sang, d. h. der Süden fing den Karm an um diesen sonderbaren 15. November 1894. Ich kann nichts dafür. Ich muß es mir ruhig — nein nicht ruhig — gefallen lassen, was mir so Schönes gesagt und Gutes geschieht wird . . . Vierzig Jahre sind eine lange Zeit, und ein ernst genommenes literarisches Leben ist eine schwere Last, die um so drückender wird, je mehr man sich damit dem Ende nähert. Den Wunsch habe ich, daß die Freunde im Süden und im Norden mir ihre Teilnahme auch dann erhalten mögen, wenn die Stimme des alten Raabe im Laufe der Jahre, die vielleicht noch kommen mögen, heiserer und heiserer werden sollte.“

Wieviel ist unsereinem dann die Gewißheit wert, daß hier und da im Vaterlande gesagt werde: „Ja, er wird alt, aber er hat doch seinerzeit das Seinige nach seinen besten Kräften getan; das müssen wir ihm jetzt zugute rechnen.“

Raabe muß seine besondere Freude daran gehabt haben. Denn der Ausdruck, „der Süden hat angefangen, der Norden hat nur das Echo aufgenommen“, findet sich auch in anderen Briefen, die im Antiquariatshandel angeboten worden sind.

Eine norddeutsche Frau aber aus Karlsruhe sandte ihm zu gleicher Zeit folgendes Gedicht, über das er sich sehr ge freut hat:

Erfüllt ist Deutschlands Herzenswunsch
Geeint ist Nord — und Süd,
O sorgt nun auch, daß fürderhin
Der Eintracht Blume blüht.

Sagt nicht in Süddeutschland allein,
Wo lieblich wächst der Wein,
Wo lind die Luft und warm das Herz,
Ja, dort nur ist gut sein!

Und Ihr vom Norden denket nicht:
„Was sticht der Süd mich an?
Norddeutsche Art, norddeutsche Luft
Ist, was ich lieben kann.“

In diesem Sinne schriebeft du,
O Raabe, manches Wort
Und was du uns aus Herz gelegt,
Das wirke fort und fort.

Nicht Norddeutschland, nicht Süddeutschland,
Soll unsere Lösung sein —
Uns blüht das deutsche Vaterland
Vom Belt bis an den Rhein.

Und voller Dank und Einigkeit,
Gedenken wir heut dein:
Als Dichter und als deutscher Mann,
Sollst du gefeiert sein.

Ist's doch fürwahr im ganzen Reich
Noch allemal ein Fest,
Wenn unser Raabe wiederum
Ein Werk erscheinen läßt.

Denn schreibeft in vierzig Jahren du
Nuch manch ein herrlich Buch —
Für deine treue Leserschaft,
Wird's nimmermehr genug.

So geb' dir Gott noch viele Jahr
Und laß dich lang noch schauen,
Daß du gelesen und geliebt
In allen deutschen Gauen!

Eine Norddeutsche in Süddeutschland.

In weiterer absichtlicher Zurückhaltung klopfte die Karlsruher Dame erst im Februar 1895 mit einem Brief an. Ihm lag bei eine Kaffeedecke, die sie in den Abendstunden selbst gesponnen hatte. Die Bitte, sie „dem jungen Bräutchen“ zu übergeben, führte zu folgender fröhlicher Antwort (15. Februar): . . . „Wahrlich wird diese . . . Dede bei der ersten feillichen Gelegenheit auf meinem Tische prangen . . . Am 12. Januar haben wir nun unsere Zweitälteste an ihren Marinearzt in Wilhelmshaven verheiratet und diese junge Seeärztin und zukünftige Meermedizinärztin könnte alles an dergleichen Hausrat gebrauchen und hätte sich durchaus kein Gewissen daraus gemacht, auch solche Federn dem Alten zuhause auszurupfen, und das eigene Nest am freilich gegenwärtig sehr kalten Jahdebussen damit auszufüttern.“ — Dann aber fährt er fort:

„Beifolgendes Bild hat ein geschickter Freund aufgenommen, und es ist ihm ganz gut gelungen. So sitzt der alte Schreiberknecht zu Braunschweig und so — fährt er seine Feder!“ . . .

Die Photographie, 12x17, zeigt ihn am gefüllten Schreibtisch sitzend, in klarem Profil nach links sehend, mit der Feder in der Hand.

Zwei Monate später sollte ich das Bild auf seine Ähnlichkeit prüfen können. Als junger Bibliotheksbeamter, die Bibliotheken hinauf bis nach Wolfenbüttel besuchend, konnte ich die unerhörte Freude haben, den Meister aufsuchen zu können. Zwei volle Mittagstunden des 24. April widmete er dem jungen Bader und erfüllte Herz und Sinn mit wohlgerichtetem Behagen und tiefinnerlicher Ruhe in heiteren und ernstesten Gesprächen. Hier etwas anzudeuten, hätte mich Frevel am schlichten Wesen und großen Geist dieses Mannes gebüht. Zum heutigen Gedenktage aber darf wenigstens die beglückende Tatsache nicht verschwiegen werden.

Ein Jahr später zeigte Raabe die Geburt seines Enkels an mit obigen Worten. Die Karlsruher Freundinnen nahen allerlei Kinderwäsche. Im Dankbrief vom 12. November 1896 teilt er mit: „Ja, wir haben jetzt Sohn, Tochter und Enkel im Hause — der Junge macht mir viel Freude“. In einem späteren Brief, 15. Januar 1897, meldet er: „Der Herr Enkel Kurt in seiner Badenischen ersten Lebensbekleidung war wirklich „ein Bengel zum Anbeissen“ . . .“

Damit haben die unmittelbaren Beziehungen dieser Karlsruher Freundinnen ihr Ende gefunden. Heinrich Bierordt hatte noch im Sommer 1894 dem Meister die Grüße der Karlsruher überbracht und berichtet darüber 1925 „Im Buch meines Lebens“.

Es darf nun wohl gesagt werden, wer die Karlsruherin war. Raabe schreibt am 15. Februar 1895, daß er allen „Bericht geben werde über diese Frau Stadtpfarrerin zu Karlsruhe“. Es war Eugenie Längin, die Frau des Pfarrers der Weststadt, Georg Längin, der am 18. September 1897 nach kurzem Ruhestand in Freiburg i. B. starb. Mit dem Brief Raabes vom 16. September, aus dem oben ein bezeichnender Satz zu lesen ist, setzte sich der Karlsruher Briefwechsel, bis nach Freiburg und Bern ausklingend, fort. Eugenie Längin war väterlicher- und mütterlicherseits Alemannin. In unserer Zeit, wo das Verständnis für familiengeschichtliche Zusammenhänge immer größer wird, darf einiges davon berichtet werden. Ihr Vater, Anton Bilhars, war hohenzollerischer Kammererrat in Sigmaringen. Ein guter Tenorist, war er schon in Verhandlungen mit der Wiener Hofoper, zog aber doch vor, sich ein festeres Heim zu gründen mit der Tochter der Patrizierfamilie Fehr aus der Hauptstadt des Kantons Thurgau. Er hat sie in Konstanz kennen gelernt, als sie bei ihrer Tante von Bollkofen auf dem „Gütle“ außerhalb der damaligen Stadtgrenze war, das zu gleicher Zeit die Erzöfinnen Hortense mit ihrem Sohn

Napoleon (III.) bewohnte. Der Vater stammte aus Herbolzheim im nördlichen Breisgau und war verwandt mit dem eben dort geborenen Bernhard Kagenwedel, der 1856 als Fürstbischof Salura von Brixen starb. Die Verbindung des aufgeklärten Katholiken mit der reformierten Schweizerin schuf eine lebendige geistige Luft in der Familie Bilhars. In ihr wuchsen 10 Kinder auf. Ein Sohn Theodor wurde in Kairo der Erforscher der tropischen Krankheit, die nach ihm den weltbekanntesten Namen Bilharsia-Krankheit trägt, über ihn ist soeben eine ausführliche Schrift von Dr. Senn in Konstanz im Verlag des Auslands-Instituts Stuttgart erschienen. Ein weiterer Bruder ist der Arzt und Philosoph Alfons Bilhars, vergl. Ueberweg, Geschichte der Philosophie, und Selbstdarstellung. Eugenie war die jüngste und Lieblingschwester Theodors, der ihr den Besuch der Karlsruher Kunstschule bei Schirmer und Gude ermöglichte. Dort lernte sie den Pfarrer Längin kennen. Bis ins hohe Alter hat sie aus ihrer selbstgemalten Raabefiste ihre geliebten Raabebücher immer wieder hervorgeholt, besonders die „Alten Nester“, mit ihrer reichen Lebensweisheit. Bald nach ihrem 90. Geburtstag ist sie 1929 verschieden.

Die in den Briefen wiederholt genannte Frau Professor, die norddeutsche Dame, ist die Frau des Professors Streit am Kadet-

tenhaus, die nach dem Tode ihres Mannes 1897 ein Heim für Kunstgewerbe- und Musikschülerinnen in Karlstraße 68 eröffnete (gestorben Berlin 1923). Von den Unterzeichnern der Sendung zum 15. November 1894 sind mir noch bekannt: Frau Professor Streit, Frau Oberforstrat Krutina, Frau Hofrat Ida Maier, Witwe des Professors der Anatomie in Freiburg, Frau Becker, die junge Witwe eines Pforzheimer Fabrikanten (wer nennt noch die anderen?)

Es ist absichtlich vermieden worden, aus diesem freien Kreis von Lesern einen Bund zu bilden und ihn der 1911 gegründeten Gesellschaft der Raabefreunde in Braunschweig anzuschließen. Aber wie geistiger Rundfunk ging es jetzt durch die wahrhaft gebildete deutsche Welt, bald konnte die Gesamtausgabe erscheinen. Sein siebzigster Geburtstag fand weiten Widerhall, wie es scheint aber in Karlsruhe nicht. Jetzt ist er, besonders durch die Jugendbewegung, in die Herzen der Jugend gedrungen, sogar die Schule hat sich seiner bemächtigt; möge es ihr gelingen, ihn den Schülern für immer lebendig zu erhalten. Die Erwachsenen aber werden bei Raabe die Tiefe und heitere Ruhe finden, die wie Honigseim aus edelsten Blüten die Zerrissenheit der deutschen Seele lindern und heilen kann.

Albert Schneider / Das Märchen von den unnützen Wünschen

III.

„Nur kein Ob-dies und Ob-das, Michel. Entweder du sagst ja oder du sagst nein. Jetzt wähle!“

Dem Michel fiel es endlich ein, daß es ein Gesetz gab, wonach dem Komteschen kein Wunsch versagt werden durfte, das brachte ihn auf den rechten Weg. „Ja, ach ja, Komteschen Sibyll“, sagte er überstürzt.

„Und niemand erfährt ein Wort davon — hörst du? — weder jetzt noch später, wo du gewesen. Hast du verstanden?“

„Ja, Komteschen Sibyll, ach ja!“

„Dann gibst du mir auf der Stelle einen Kuß zum Zeichen, daß wir einig sind. Flugs hier auf die linke Wacke!“

Der Michel war schon so sehr an das Unerwartete gewöhnt, daß er sich nicht lange mehr sträubte und seinen ihrem elfenbein-glänzenden roten Wacklein näherte, und zu seiner Verwunderung drückte sie ihren Kopf fest an seine Lippen.

„So, nun ist's also abgemacht“, sagte sie ernst und ließ ihn stehen.

Am andern Morgen schon befahlen ihn die Gräflichen Gnaden zu sich und eröffneten ihm, daß sie in ihrer Güte sich entschlossen hätten, den Kauf des Bahrenhäuschens mit besagten dreihundert Talern zu genehmigen, unter der Bedingung jedoch, daß der Michel gegen entsprechendes Entgelt und die Ausbentung des Silberberges, die ganz seinem Belieben überlassen sein sollte, auch fernerhin in ihren Diensten und denjenigen des erlauchten Töchterchens bleiben würde. An diesem Schluß merkte der Wittsteller, daß das Komteschen bereits das Seine veranlaßt hatte, und er beeilte sich, seine volle Bereitschaft zu allem zu erklären.

Die Kathrin war natürlich auch einverstanden. Sie hatte von ihrem erparten Lohn bereits die Ausstener gekauft, zwei Betten, einen Schrank, einen Tisch mit vier Stühlen — „für die Kinder“, fügte sie hinzu — und Hemden, Unterhosen und Strümpfe für sich selber; das mußte der Michel abholen und ins Bahrenhäuschen bringen. Da die Gräflichen Gnaden in höchst eigener Person vor dem Standesamt erklärten, wer der Michel war und daß er zu ihren Schutzbefohlenen gehörte, ging alles rasch von statten, und man konnte sich zum Feste rüsten. Es war der Wille des Komteschens, daß der Hochzeitschmaus im großen Kellergewölbe des Schlosses auf Kosten des Schlossherrn stattfand und daß alle Bauern im Dorf und alles Gefinde dazu geladen wurden, selbstverständlich auch der junge Graf Poltrian, ihr Vetter und unverlobter Bräutigam.

Das Dorfkirchlein war gesteckt voll, als der Silbermichel und die schwarze Kathrin getraut wurden. Die Gräflichen Gnaden gingen selber mit dem Komteschen hinter dem Brautpaare drein, ihnen folgten die Burtschen mit ihren Dirnen, und danach kamen die verheirateten Bauern mit ihren Bäuerinnen.

An der langen Tafel im Kellergewölbe hatte Sibylla den Ehrenplatz inne, ihr zur Rechten saß der Michel und die Kathrin, zur Linken die Gräflichen Gnaden mit der reichsten Bäuerin vom Dorf, dann erst kam der junge Graf. Er machte große Augen, als seine Braut mit dem armieligen Silbermichel so überaus liebenswürdig tat und ihm die besten Bissen reichen ließ, besonders, wenn sie gar im Verlauf eines lebhaften Geplauders, aller Etikette entgegen, ihm die Hand zutraulich auf den Arm legte. Um sich zu rächen, versuchte er mit der Hochzeiterin fecke Scherze zu machen, die Kathrin aber stand ihm kalt und zurückhaltend Rede und beobachtete mit einem Gemisch von Eifersucht und Stolz die Vertraulichkeit ihres Mannes mit dem vornehmen Komteschen.

Bis die Nacht hereinbrach, waren die Bauern vollgeessen und angebetrunken; dann fing man beim bleichernen Dröhnen der Dorfkapelle zu tanzen an, das gab neuen Durst und neuen Appetit. Der Michel allein hatte dem Wein nur zaghaft zugesprochen und war ernst und nachdenklich geblieben, erst beim Tanz mit Sibylla bedeckte eine strahlende Rote sein Gesicht. Auf einmal fiel der Kathrin auf, daß er nicht mehr unter den Gästen zu sehen war, und wie oft und erwartungsvoll sie auch nach ihm ausschaute, er wollte nicht wieder zum Vorschein kommen. Eben, beim Anbruch

der ersten Stunde, schickten sich die Burtschen und Dirnen an, das junge Paar, wie es Brauch im Dorfe war, unterm Spiel der Musik nach ihrem Heim zu geleiten, als das Gerücht umlief, der Silbermichel habe einem alten Gelöbnis zufolge sich zu einer nächtlichen Wallfahrt aufgemacht und sei vor Tagesanbruch nicht mehr zu erwarten.

Die Bestürzung war groß, namentlich bei der enttäuschten Kathrin, aber es blieb ihr nichts übrig, als ihren Verdruß für die erste Gardinenpredigt aufzusparen. Sie ließ sich's gefallen, daß ein frischer Burtsche auf dem Heimweg den fehlenden Ehegatten vertrat, und schritt als Witwe vor der Brautnacht mit ungewissen Hoffnungen an der Spitze des langen Zuges ihrem kleinen Häuschen zu. Die Begleiter kehrten, als sie geborgen war, in den festlichen Kellerraum zurück und vergaßen bald die unerwartete Störung. Eine kurze Stunde blieben die gräflichen Gastgeber noch zugegen, dann führte der Vater das Töchterchen hinaus, das stolz und erhobenen Hauptes am Grafen Poltrian vorüberging.

„Warte, wenn du erst einmal mein bist“, murmelte er böse hinter ihr drein und suchte seinen Neger im Trunke zu vergessen.

Inzwischen war der Michel von der Kammerzofe Kordula ins Ankleidezimmer des gnädigen Komteschens gebracht worden. Das Komteschen kam hereingeschlüpft, nahm plötzlich eine würdevolle Haltung an und wies mit herablassendem Wink dem Michel einen großen Sessel vor der Eingangstüre an. „Hier nimm Platz!“ sagte sie kalt, ging in ihr Schlafzimmer und ließ sich auskleiden, Kordula kehrte zurück und suchte das ihre auf, das auf der andern Seite des Ankleidezimmers lag, und nun saß der Michel allein im Dunkeln.

„Hast du auch den Riegel vorgeschoben?“ rief Sibylla heraus.

„Nein, ach nein, Komteschen Sibyll“, antwortete er, aber gleich will ich's tun.“

Eine Weile blieb es still, dann erhob Sibylla zum zweiten Male ihr Stimmchen.

„Nun“, fragte sie, „weißt du nicht, wie du deiner Herrin eine geruhame Nacht zu wünschen hast?“

„Doch, ach doch, Komteschen Sibyll“, antwortete der Silbermichel schüchtern und kam langsam ins wätscheduftende Schlafgemach hereingezottelt.

Das Komteschen richtete sich unbefangen, wie es einem vornehmen Fräulein geziemt, in ihrem mächtigen Himmelshette auf und guckte mit suchenden Augen zwischen den zurückgeschlagenen Vorhängen heraus. Aber sie konnte in der Dunkelheit kaum erkennen, ob er den Weg fand. Plötzlich merkte sie an einer gewaltigen Erschütterung ihrer Bettstelle, daß er nicht weit mehr von ihr war.

„Solla“, schrie er auf und rieb sich die Nase, „nun glaube ich fast, daß ich recht daran bin.“

„Halbwegs, Herr Michel, aber den Bettposten sollt Ihr nicht küssen, sondern die große Zehe meines linken Fußes.“

Endlich erwachte er das schmale Füßchen, das sie unter der Decke vorstreckte, und nun suchte er seinen Ergebenheitskuß in aller Formlichkeit anzubringen. Er dehnte ihn so lange hin, daß das Komteschen schließlich die Zehe krümmte, um ihn zu sich zu bringen.

„Marisch jetzt, hinaus“, befahl sie barsch, „daß ich endlich zu meiner Nachtruhe komme!“

„Gut Nacht, ach, Gut Nacht, Komteschen Sibyll, ruhet wohl!“

Dem Michel war gar eigen zu Mut, als er in seinem breiten Sessel saß. Er sah wohl ein, daß das ein seltsamer Nachtaufenthalt für einen eben getrauten Ehemann war, große Bedauernnis jedoch hatte er mit der Kathrin eigentlich nicht. Er fand im Gegenteil, daß es ganz wohlighier zu sitzen sei, so nahe bei dem schlafenden Komteschen. Leise zwar und bekümmert, doch deutlich vernehmbar, sagte er vor sich hin: „O wenn ich das doch hätte erleben dürfen, daß ein so schlankes und vornehmeres Komteschen Sibyll als mein wirkliches Eheweibchen neben mir ruhte!“ Wie er diese Worte ausgesprochen hatte, fühlte er sich von einem bedrängenden

Luft- und Dufthauch angeblasen, und es war, als trippelten eilige Füße rasch durch das Zimmer hin gegen die offene Thür. Der Michel hatte kaum Zeit, das unheimliche Geschehen zu gewahren, als er deutlich hörte, wie sich das Komteschen im Schlafe unruhig hin und her wälzte, daß das alte Himmelbett in den Fugen knarrte. Dabei nannte sie ein paarmal lieblosend seinen Namen, drehte sich noch einmal um und schlief weiter.

Als der Tag zu grauen begann, fuhr der Michel plötzlich in die Höhe.

„Was schnarchst du denn noch, daß man's im ganzen Schlosse hört!“ klang es von weit her in seine Ohren. Die Müdigkeit hatte ihn übermannt gehabt, er war eine kurze Weile in den Schlaf gesunken, und so hatte ihn das Komteschen wecken müssen.

„Ja, freude dich nur!“ fuhr Sibylla fort, zu ihm herauszurufen. „Wie kommst du überhaupt in mein Ankleidezimmer herauf? Soll ich die Dienerschaft alarmieren?“

„Ach, aber ach, Komteschen Sibyll!“

„Nichts da Komteschen Sibyll! Hier komme herein und sage deinen Morgenruß! Doch nein, es ist schon zu hell. Verziehe dich lieber so! Aber rasch!“

Er wollte davonschleichen wie ein Dieb, wie er aber den Niegel zurückhob, öffnete die Kammerzose, die ihn hierhergebracht hatte, ihre Türe und geleitete ihn bis zur Treppe. Dort begegnete ihnen der Graf Poltrian, der vom letzten Ausmachen des Festgelages kam, und da die Zose ihr Nachthäubchen auf dem Kopf und das Morgenröschchen anhatte, meinte er nichts anderes, als daß der Michel bei ihr die Nacht verbracht hätte.

„Ei, ei“, sagte er zu ihm und drohte ihm mit dem Finger. „Ihr seid mir ein wackerer Ehemann. In der ersten Nacht schon?“

„Bitte, wollen Gräflische Gnaden mich ja nicht verraten, Sie sollen's nicht zu bereuen haben“, bat die Zose und ließ ihn selbstsamerweise auf dem Glauben. Der Michel hatte erst recht keinen Grund, den Irrtum aufzuklären, er freute sich im Gegenteil, daß die Begegnung so ungefährlich abgelaufen war, und ging zuversichtlich dem zu erwartenden häuslichen Ansturm entgegen. Frau Kathrin grollte natürlich wie ein brandendes Meer, als sie ihm die Türe öffnete. Weil sie jedoch der Meinung war, daß er seinem frommen, obgleich törichtem Gelübde gefolgt sei, gab sie sich nach einer eintägigen Schmollerei zufrieden.

Der Michel ward nun tagaus, tagein im Schloß in Anspruch genommen und erhielt reichlichen Lohn dafür, daneben traf er Vorbereitungen, um den Silberberg besser nutzbar zu machen, und konnte bald daran denken, seine Fuhren in einem großen, mit einem Pferd bespannten Wagen zur Stadt zu bringen, so daß seine Frau allen Anlaß zur Zufriedenheit hatte. Da erzählte ihr eines Tages Graf Poltrian unter böshaften Stichelreden und heiligen Beteuerungen, daß die Wallfahrt ihres Mannes in der Ehe nacht zu einem Liebesabenteuer gegangen wäre, und zwar in das Zimmer der Kammerzose Cordula. Der Michel getraute sich nicht, ihr die Wahrheit zu gestehen, er durfte sein Geheimnis nicht preisgeben, und so war Frau Kathrin von der Stunde an wie ein böser Rachegeist hinter ihm her und nahm ihm durch unaufhörlichen Zanf die Luft zu leben und zu sterben. Wenn sie nicht damals schon gefühlt hätte, daß sie ein Kindlein unterm Herzen trug, wäre sie ihm in der ersten Entrüstung wahrheitslieblicher Weise davon gelaufen, und dann wäre viel Trauriges, aber auch manches Schöne nicht zu erzählen gewesen.

In seiner Niedergeschlagenheit stand der Michel einmal vor seiner Sandgrube, stützte beide Hände auf die Schaufel und fand den Anlaß zur Arbeit nicht mehr. Da kam Sibylla des Weges daher, blieb hinter ihm stehen und redete ihn an.

„Nun, Herr Michel“, begann sie, „wie findet Ihr das Eheleben? Ihr habt mir noch gar nicht darüber berichtet.“

„Ach, Komteschen Sibylla“, antwortete er, „Euch dünkt es nun gut, zu spotten, obwohl Ihr recht gut wisset, wie die Dinge stehen.“

„Nein, nein, lieber Herr Michel, Ihr irrt. Wie Euch bekannt sein dürfte, steht mir selbige fragliche Sache gerade noch bevor, und da sollte mein brüderlicher Freund sich nicht weigern, mir gute Ratschläge zu erteilen.“

„Ach, Komteschen Sibylla, es gibt Gehehnisse, die man erlebt haben muß, sonst weiß man nichts von ihnen. Dazu gehört die eheliche Zwistigkeit.“

„Und nur davon, mein lieber Michel, habt Ihr Erfahrungen?“

„Ach, meine gnädige Komtes Sibylla, seit die Kathrin des Glaubens ist, ich hätte mich in der Hochzeitsnacht auf übeln Wegen herumgetrieben, ist sie gar schlecht auf mich zu sprechen.“

„So werde ich mich also hüten müssen, noch einmal Wächterdienste von Euch zu beanspruchen. Und Ihr, armer Herr Michel, bereut nun wohl bitter, mein Verlangen erfüllt zu haben.“

„Ach nein, Komtes Sibylla, wenn es darum gehet, Euch Freude und Glück zu bringen, will ich noch viel Schlimmeres tragen; nur Euch verdanke ich's ja, daß ich nicht Hungers gestorben bin.“

„Also nur aus Dankbarkeit?“

„Ach, Komtes Sibylla, so war das gewiß nicht gemeint.“

„Schweigst still, sonst spreche ich mir am Ende noch Dinge vor, die ich nicht hören soll, und ich sage dann auch alles verkehrt. Zum Beispiel ist es doch gewiß, daß ich Euch nur habe ein kleines Schnippchen schlagen wollen, und wenn es nach Euch ginge, müßte ich wohl gar zugestehen, es sei das Gegenteil davon gewesen.“

„So hab' ich das auch angesehen.“

„Wie Ihr's angesehen habt, ist völlig gleichgültig, Ihr vergeßt einfach die Sache ganz und gar — habt Ihr gehört? ganz und gar!“

„Ach, Komteschen Sibyll, daß man vergessen soll, was trotzdem so schön war!“

„Was sagt Ihr da? Dummes Zeug sagt Ihr. Ich denke schon lange nicht mehr daran, fürwahr und wahrhaftig, keinen Augenblick denke ich mehr daran, daß dürft Ihr mir glauben.“ Sie drehte ihr Köpfchen, blieb noch ein Weilchen stehen und lief dann rasch weiter.

Der Michel hätte dem Komteschen auch den neuen Wunsch gerne erfüllt, aber je länger er sich Mühe gab, seine Nachtwache zu vergessen, um so stärker mußte er darüber nachdenken. Das konnte er sich schon gar nicht zusammenreimen, wie man einem ein Schnippchen schlägt, indem man sich von ihm im Schlafe behüten läßt. Es kam ihm so komisch vor, daß er laut lachen mußte, und dann kam ihm sein Lachen wieder so komisch vor, daß ihm die Tränen die Backen herunterrollten. Er wuschte sich mit seinem Hemdärmel die Augen aus und fing nach einem tiefen Stoßseufzer von neuem zu graben an.

Am andern Tag trieb er, zum erstenmal seit seiner Hochzeit, sein Pferd mit einer großen Sandsuhre nach der Stadt. Er wurde vor allen Türen von Käuferinnen bestürmt, da man ihn schon lange erwartet hatte, und war im Nu ausverkauft. Da stand plötzlich das Rauchmännlein neben ihm, und der Michel fragte verdrossen: „Ihr seid's schon wieder, Alterchen? Was wollt Ihr von mir?“

„Ja, Herr Michel, ich bin's, und mir ist, als hättet Ihr mich in einer schönen Nacht gerufen.“

„Euch nicht, Alterchen, Euren Namen ganz gewiß nicht.“

„Recht habt Ihr, Herr Michel, mich ruft man nicht, indem man mich nennt.“

Obwohl der Michel unwirsch weiterbrummte, lenkte er sein Pferd doch nach dem Willen des Rauchmännleins und hielt in kurzem vor der Halle der Erfüllung.

Diesmal leuchtete drinnen keine Lampe von der Decke. Das schwermütige violette Licht, das über den Tisch lag, kam von den kleinen Flämmchen, die aus jedem Näpfschen der verjunkteten Besucher aufloderten. Bangigkeit und Neugierde trieben den Michel an einen Platz und zwangen ihn, in sein Flämmchen zu schauen. Es war ihm, als sähe er in einen unruhigen Spiegel, danach aber weitete sich alles, und er blickte in einen tiefen, tiefen Raum hinaus. Dort wankte und schwankte es von Farben und Gestalten, die sich immer deutlicher als eine Schar beflügelter Wesen zu erkennen gab. Der Schwarm schwebte im bunten Reigen vorüber, einige trugen ein zierliches Kindlein auf den Armen, andere woben mit Körper und Gliedern einen bunten Teppich. Als sie vorbeigezogen waren, wurde der Lichtschimmer blässer und farbloser, und dann kam ein prunkender Hochzeitszug. Nicht froh und leicht kam er daher, sondern im Grau eines trüben Tages, das jede Freude niederzuhalten schien. Auf einmal wurde es düster wie vor dem Aufzug eines schweren Gewitters, ein Sarg wurde vorübergetragen, nach ihm ein Kindersarg, und eine Weile nachher wieder ein großer Sarg.

Dem Michel sog es und riß es am Herzen. Er schrie. Ganz laut glaubte er zu schreien, doch niemand von denen, die neben ihm saßen, hörten etwas von seinem Seelenschrei.

„Das ist Leid“, schrie er, „viel Leid nach wenig Freud!“

Ihm antwortete eine Stimme: „Der Tag kommt, wenn die Nacht gegangen ist.“

Da wankte der Michel bedrückt hinaus. Wie er sein Köpflein mit gesenktem Kopf im Tageslicht stehen sah, nahm er es um den Hals, als habe er sonst niemanden, dem er sein Herz ausschütten konnte.

„Ja, Kamerad“, sagte er bestümmert zu ihm, „wir wissen nie, was wir wünschen, und wenn wir das Leben meinen, ist es der Tod.“

Während er zur Stadt hinausfuhr, beratschlagte er lange bei sich, wer wohl zu den Totensärgen gehören möchte. „Wer es auch sein mag“, sagte er endlich bei sich, „so ich es nicht selber bin, wird es mir Kummer bringen.“ Er trieb sein Tierchen zu schnellerer Fahrt an und schlug sich das Fragen aus dem Kopf. Was er sich freilich nicht aus dem Kopf schlagen konnte, war die Traurigkeit. Die trug er nun mit sich alle Tage. Die Kathrin glaubte, er sei in Sorge um sie, weil sie ihrer ersten Niederkunft entgegenging, und freute sich über seine Teilnahme. Sie ward wohlwollender gestimmt, und es kehrte endlich Friede im Bahnhäuschen ein, aber ein Frieden ohne Freude.

Derweilen kam der Tag, wo Graf Poltrian sein Erbrecht geltend machen durfte, und da Sibylla ihren Vater nicht vom Gute vertreiben und aus den reichen Gräflischen Gnaden zum armen Bettelgrafen machen lassen wollte, bat sie ihn mit heiterer Miene, daß er seine Einwilligung zur Hochzeit gab. Eine kleine Freude erlebte sie noch vorher, als die Kathrin ein kleines blauäugiges Mägdelein zur Welt brachte, das auffallende Ähnlichkeit mit seinem Vater, dem Silbermichel, zeigte. Sie ließ es sich nicht nehmen, ihm Taufpate zu sein, und der Täufling erhielt die Namen Sibylla Kathrin. Leider aber hatte die Mutter trotz ihres gesunden Körpers von ihrer Niederkunft an zu sieben angefangen und war bald recht elend geworden. Die gräflische Taufpate kam täglich und brachte Speise, Rat und kräftige Hilfe, ja sie wollte ihren Hochzeitstag verschieben, bis die Gefahr vorüber war. Aber der Bräutigam lachte ihr roh ins Gesicht und fragte sie, ob sie sich nicht gar im Bahnhäuschen als Magd verbinden wolle.